

Rezension

Die Anlage des Handbuchs beinhaltet die charakteristischen Bauaufgaben, die wichtigsten Bauformen und Bautechniken des Mittelalters. Der Autor, Kunsthistoriker und Mittelalterarchäologe, behandelt unter rund 500 Schlagworten Kirchen und Klöster, Bauten der jüdischen Gemeinden, Burgen und frühe Schlösser, Stadt- und Dorfarchitektur sowie Holzbau, Steinbau und das Erscheinungsbild mittelalterlicher Gebäude. Eine knappe Liste ausgewählter, charakteristischer Beispiele, die zeitlich und räumlich im deutschen Raum möglichst weit streuen gehört zu jedem Schlagwort.

Der Autor fordert einen kritischen Umgang mit Quellen, seien dies schriftliche oder historische Bildquellen. Sie müssen sorgfältig interpretiert werden. Auch die Bauwerke an und für sich verlangen nach genauer Betrachtung, sind sie doch oft mehrfach verändert worden oder im 19. Jahrhundert in einen frei interpretierten mittelalterlichen Zustand rückgeführt worden. Als sprechendes Beispiel wird die Abteikirche St. Pantaleon in Köln aufgeführt. Ende des 19. Jahrhunderts wurde deren frühromanischer Westbau wieder aufgebaut. Allerdings geschah dies nur zum Teil nach einer Vedute aus der Zeit um 1660, die den mittelalterlichen Zustand wiedergibt. Diese Nachschöpfungen erscheinen dem heutigen Betrachter oft als „richtige“ mittelalterliche Bauten, da sie von modernen Architekten und Kunsthistorikern rekonstruiert wurden und uns somit näher stehen, als die für uns aus einer sehr fernen Zeit stammenden originalen mittelalterlichen Werke.

Der mittelalterliche Kirchenbau als Versammlungsraum für Laien und Geistliche setzt sich durch aufwändige Bauformen von den umgebenden Bauten ab. Künstlerisch-ästhetische Ansprüche und Traditionen prägten den Kirchenbau stärker als die liturgische Nutzung, daher entstand eine grosse Vielfalt an Kirchengebäuden: einfache, rechteckige Saalkirchen in verschiedensten Variationen und Zentralbauten.

Interessant im vorliegenden Handbuch ist die Zusammenstellung der Bautypen der mittelalterlichen Kirchengebäude und deren Elemente. Der Autor gibt an, wo sie erstmals auftraten, zu welchem Zweck sie verwendet wurden, wie sie sich weiter entwickelten und geographisch verbreiteten. An den Schluss jedes Kapitels fügt sich eine chronologische Auflistung der relevanten Beispiele, die dem Leser/der Leserin als Ausgangspunkt für weitere Recherche dienen kann. Die erklärten Stichworte können einerseits allgemein bekannt sein oder andererseits sehr spezifisch.

So behandelt Untermann das geographisch weit verbreitete Element „Empore“ indem er ihre formale Entwicklung über die Jahrhunderte

Matthias Untermann: Handbuch der mittelalterlichen Architektur. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2009. 400 Seiten mit 125 SW-Abbildungen, 58 Zeichnungen, 20 Grundrissen, ISBN 978-3-534-20963-7, € 49,90

skizziert. Er bringt diese zudem sehr anschaulich in Verbindung mit ihrer jeweiligen Nutzung. Erste Emporen seien im 6. und 7. Jahrhundert in Form von zweigeschossigen Seitenschiffen entstanden zur Vergrößerung des Raums für Kirchenbesucher aber möglicherweise auch als Aufenthaltsort für Frauen während des Gottesdiensts. Emporen dienten der Aufstellung von Altären, im Hoch- und Spätmittelalter zur Gliederung der Wand, wobei sie dann mit fehlender Brüstung oder Boden oft nur ästhetische Funktion hatten (Scheinempore; Modena, Dom). Eine Empore konnte sich beispielsweise in durchlaufender Arkadenfolge oder später mit gruppierten Bögen zum Kirchenschiff hin öffnen (Rom, S. Agnese, 425/439), in Westbauten Altäre aufnehmen (Nürnberg, Pfarrkirche St. Sebald, um 1220–1256), doppelgeschossig an den Stirnseiten des Querschiffs auftreten (Hildesheim, St. Michael, 1010–1033) oder nach französischem Vorbild um den Altarraum herumgeführt werden (Petersberg bei Halle, Augustinerchorherrenstift, 1174–1184).

Etwas unbekannter, weil geographisch nur begrenzt vorkommend, ist das Element „Chorturm“. Sein Standort ist nicht, wie sein Name vermuten lässt, über dem Chor, sondern über der Apsis oder dem Altarraum. Zahlreiche Pfarrkirchen des 12./13. Jahrhunderts in Südwestdeutschland weisen einen Chorturm auf, der zugleich die Glockenstube aufnimmt. Diese wirken zum Teil recht massig und wehrhaft, wie das Beispiel der Pfarrkirche in Ruffenhofen (um 1380) zeigt. Als Chorturm bezeichnen kann man ebenfalls grosse Westtürme doppelchöriger Kloster-, Stifts- und Domkirchen in Westdeutschland, die sich über dem Westchor erheben.

Ein eigenes Unterkapitel ist den Funktionen des Kirchenbaus gewidmet. Die Palette reicht von der Bischofskirche zur Kapelle und von der Benediktinerkirche zur Frauenklosterkirche. Der Autor zeigt anhand verschiedener Beispiele wie die Architektur der Gotteshäuser die Ziele und Vorstellungen eines Ordens ihren Mitgliedern und der Umwelt deutlich machen sollten und wie sich deren architektonische Erscheinung weiter entwickelte.

Im zweiten Kapitel erklärt Untermann den Unterschied zwischen Kloster und Stift. Im Kloster leben Mönche oder Nonnen asketisch im Streben nach Selbsteiligung und geistiger Vervollkommnung. Die Geistlichen, Kleriker, eines Stifts lebten in gemeinsamen oder eigenen Haushalten, die ihnen für ihre Dienste als Betreuer von Missionszentren zur Verfügung gestellt wurden. Nur die Kleriker, die gleichzeitig auch Priester waren, durften nicht heiraten.

Die Unterbringung einer Gemeinschaft bedarf Funktionsräumen, diejenigen eines Klosters unterscheiden sich nur wenig von jenen eines Stifts. Zahlreiche Räume mit spezieller Funktion, die im Tagesverlauf genutzt wurden, gruppieren sich um einen Hof, den Kreuzgang. Der um 830 entstandene so genannte St. Galler Klosterplan zeigt mit der detailliert beschrifteten Grundrisszeichnung die räumliche Ordnung eines Klosters nach den Vorschriften der Benediktsregel. Neben den eigentlichen klösterlichen Funktionsräumen sind hier auch alle Wirtschaftsgebäude innerhalb des Klosterareals dargestellt.

Systematisch werden nachfolgend die verschiedenen Räume anhand ihrer Funktion, ihrer architektonischen Entwicklung und geographischer Verbreitung präsentiert. Stellvertretend erwähne ich hier das Auditorium, manchmal auch Parlatorium genannt. Hier wurde die tägliche Handarbeit verrichtet. Da dazu Tageslicht nötig war, weisen die Auditorien mäßig große Fenster auf. Ebenfalls prägend sind Säulen und Gewölbe oder Balkendecken. Dieser Raum konnte in einigen Klöstern mit Kaminen oder Unterbodenheizungen beheizt werden. Oft wurden die wohl recht unbequemen Auditorien im späten Mittelalter zu bequemen Konventsstuben umgebaut.

Im zweiten Unterkapitel behandelt der Autor die Struktur der Klosteranlagen. Es zeigt sich, dass es viele Möglichkeiten der Anordnung

der Klostergebäude gibt. Nur die Zisterzienser hatten eine grundsätzlich einheitliche Struktur ihrer Anlagen, da sie in einer einheitlichen Lebensordnung das Heil sahen. Da einige hochmittelalterliche Zisterzienserklöster gut erhalten sind, prägt deren Disposition heute die allgemeine Vorstellung von einem korrekt aufgebauten Kloster.

Das dritte Kapitel ist den Bauten der Jüdischen Gemeinschaften gewidmet. Jüdische Ansiedlungen im deutschen Sprachraum lassen sich seit dem 9./10. Jahrhundert zuerst in der Umgebung von politischen und religiösen Zentren und dort nahe dem Dombezirk, einer Burg oder der Pfalz nachweisen. Obwohl es im Hochmittelalter noch keine Niederlassungspflicht innerhalb bestimmter Stadtbezirke gab, wie sie ab dem 15. Jahrhundert üblich wurde, befanden sich die gemeinschaftlich genutzten Einrichtungen der Gemeinden in enger Nachbarschaft. Die wichtigsten Gebäude waren die Synagoge, die Mikwe, Gemeinschaftshäuser, Hospiz, Schule, Backhäuser, Warmbäder und der Friedhof.

Als Ort der Versammlung und des Gebets soll die Synagoge die Umgebung überragen. Häufig wurden sie als Saal- oder zweischiffige Bauten errichtet, wobei sie sich deutlich von christlichen Kirchen unterscheiden sollten. Dennoch fügen sich Ornamente oft in den zeitgleichen Formenkanon der regionalen Sakralarchitektur.

Wie auch in den vorangehenden Kapiteln über die sakralen Bauten gibt Matthias Untermann auch im vierten dem Leser/der Leserin eine Übersicht der Gesellschaft im Mittelalter. Er zeigt auf, wie die Gliederung der mittelalterlichen Gesellschaft in Stände das Leben der Menschen, sowie die Art und Weise wie sich der Stand in der Architektur der Wohnsitze manifestierte, prägte. Die unterschiedlichen Ränge innerhalb des Adels lassen sich an den dazugehörigen Gebäuden ablesen. Der Hochadel, Landesfürsten wie König, Herzöge, Grafen, herrschte über ausgedehnte Gebiete und errichtete dementsprechend mit hohem architektonischem Aufwand mehrere Wohn- und Verwaltungssitze, die meist nur zeitweise bewohnt wurden. Der niedrigere Adel übte seine Herrschaft über ein enger begrenztes Gebiet aus und benötigte somit oft nur einen einzigen Wohnsitz. Es entstanden befestigte Wohnsitze, die Burgen genannt werden, unbefestigte Wohn- und Repräsentationsbauten, heute als Schloss bezeichnet, sowie gegen Ende des Mittelalters Wehranlagen, die keine anspruchsvollen Wohnbauten mehr hatten, die Festungen.

Im fünften Kapitel befasst sich der Autor mit dem mittelalterlichen Siedlungstyp „Stadt“. Im frühen Mittelalter konnte sich eine römische Stadt weiter entwickeln, eine neue Stadt konnte bei neuen kirchlichen Zentren und königlichen Palästen oder auf Grund von im 10. und 11. Jahrhundert verliehenen königlichen Markt-, Münz- und Zollrechten entstehen. Erst im 12. Jahrhundert wurden diese großflächigen, frühen Städte durch ein fest abgestecktes, geometrisch bestimmtes Straßennetz, die Parzellierung mit Arealen einheitlicher Größe sowie einer eng geführten Umwehrung neu strukturiert. Eine Stadtgründung und ihre Planung werden vom Stadtherrn initiiert, nicht von den Bewohnern. Gründungsstädte wurden normalerweise nicht nach einem architektonischen Stadtplanentwurf konzipiert, sie waren also nicht Planstädte im modernen Sinn. Meist wurde ein Straßennaster einer groben Vermessung folgend abgesteckt und später dem Gelände angepasst.

Der Stadtherr richtete im 12./13. Jahrhundert die Infrastruktur einer neu gegründeten Stadt ein. Dazu gehören unter anderen die Stadtkirche, ein Spital und die Stadtburg des Herrn oder ein repräsentativer Dienstsitz seines Vertreters im Zentrum der Stadt. Im 14. Jahrhundert gab es Auseinandersetzungen zwischen Stadtherren, Stadtadel und Zünften, worauf die Stadtherrschaft im Rathaus konzentriert wurde. Die Bürgerschaft baute Kaufhäuser und Spitäler von großen Dimensionen. Nur eine vergleichsweise kleine Zahl an bürgerschaftlichen Bauten aus dem Mittelalter ist heute erhalten, in viel größerer Zahl sind sie nur bildlich überliefert. Der

Autor präsentiert nachfolgend die in einer Stadt zu findenden öffentlichen Bauten vom Rathaus über das Kaufhaus bis zur Brücke.

Die städtischen Privathäuser waren recht einheitlich strukturiert, so dass sie für viele Funktionen brauchbar waren. An der Baugestalt lässt sich eher der soziale Status der Besitzer oder Bewohner (Patriziat, Händler, Handwerker, Tagelöhner etc.) ablesen als deren Beruf. Im 11. und 12. Jahrhundert wurde das Straßenbild geprägt von dicht gereihten Häusern, im norddeutschen Raum giebelständig und in südlicheren Gebieten meist traufständig zum Straßenverlauf ausgerichtet. Moderne Bauuntersuchungen zeigen, dass hinter den in der Barockzeit und im 19. Jahrhundert erneuerten Schaufronten der Häuser, im Innern, zu den Seiten und zum Hof hin umfangreiche Bestände des 12. bis 16. Jahrhunderts bewahrt sind.

In mittelalterlichen Städten galten strenge Bauvorschriften, die bereits im 12. und 13. Jahrhundert festgelegt wurden. So war es verboten, auf öffentlichem Grund zu bauen und den Nachbarn zu beeinträchtigen. Ebenfalls vorgeschrieben war eine einheitliche Baulinie zu den Straßen hin. Weitere baurechtliche Regelungen wurden von den Städten unterschiedlich festgelegt und ebenfalls unterschiedlich konsequent durchgesetzt.

Untermann zeigt nachfolgend die Merkmale der wichtigsten Privathäuser einer Stadt auf, vom patrizischen Anwesen, Stadthaus, Gasthaus zum Stadtbauernhaus.

Im knapp gehaltenen Kapitel über das Dorf wird offensichtlich, dass das Wissen über bäuerliche Baukultur im Mittelalter trotz aller modernen Forschung fragmentarisch ist. In allen europäischen Regionen prägten bäuerliche Siedlungen die mittelalterliche Landschaft. Dennoch waren sie bis vor wenigen Jahrzehnten selten Gegenstand von architekturgeschichtlichen Erforschungen. Erhaltene Bauwerke datieren fast nirgends vor die Zeit um 1350, daher können oft nur noch archäologische Beobachtungen gemacht werden. Der Autor zählt vier Grundtypen von ländlichen Siedlungen auf, die das Gebiet des deutschen Reichs im Mittelalter prägten: das unregelmäßig gruppierte Haufendorf, das planmäßig angelegte Dorf, der Weiler sowie Einzelhofsiedlungen. Die im Dorf auftretenden Gebäudegattungen werden hinsichtlich ihrer Funktion, Besitzverhältnisse, Konstruktion und weiteren Entwicklung beschrieben.

Der zweite Teil des Handbuchs ist den Bauformen und der Bautechnik gewidmet und gliedert sich in die Kapitel Holzbau, Steinbau und die Haut des Bauwerks. Der Autor behandelt die Themen sehr detailliert und gewissenhaft.

Bereits in der Antike gründet die Konkurrenz zwischen Holz- und Steinbauten. Auch im Mittelalter wurden Sakral- und Herrschaftsbauten meist aus Stein gebaut, da diesem Material der höhere Rang zukam; daher bestimmte der Holzbau in den meisten Regionen des deutschen Reichs bis zum 16. Jahrhundert das Erscheinungsbild von Dörfern und Städten. Da der Werkstoff Holz im Mittelalter kostbar war, setzten sich Massivholzbauten nur in den bewaldeten Gegenden von Skandinavien, Ostmitteleuropa und der Alpenregion durch. Die konstruktiv und ökonomisch günstigere Skelettbauweise des Fachwerkbaus war viel weiter verbreitet.

Untermann behandelt im Kapitel zum Holzbau den Holztransport und die -bearbeitung, den Massivholzbau und den Fachwerkbau, dessen verschiedene Arten besonders detailliert erläutert werden. Als Erkenntnis lässt sich festhalten, dass eine erstaunlich große Zahl an Fachwerkbauten des 13. und sogar 12. Jahrhunderts aufrecht erhalten ist. Weitere Unterkapitel sind dem Dachwerk sowie den Wänden und Decken gewidmet.

Der Steinbau kam nicht ohne den Werkstoff Holz aus, der für das Dachwerk, Deckenkonstruktionen, Innenwände, Wandverkleidungen, Pfahlgründungen und vieles mehr Verwendung fand. Stein galt im Mittelalter als teures Material, da der Aufwand für den Transport und die Bearbeitung hoch war und die benötigten Bindemittel für das Zusammenfügen

der einzelnen Steine sehr kostspielig war (Eisen, Holz, Kalk oder Gips). Im Kapitel über den Steinbau erfährt die Leserin/der Leser viel Wissenswertes über das Baumaterial, den Baubetrieb und die Baukonstruktion, das Stützensystem, die Wandgliederung, Türen und Fenster, die Ausstattung, das Gewölbe und das steinerne Dach.

Im dritten Kapitel zur Haut des Bauwerks wird deutlich, dass die Wandoberfläche meist mit einer Fassung, Schlämme oder Verputz, die die Wand gliederten, sorgfältig gestaltet war. Diese starke Farbigkeit, die uns heute fremd erscheint, ist nur selten und fragmentarisch erhalten geblieben. Zur Haut des Bauwerks gezählt werden die Aussenwand, das Dach, die Innenwand, die mit architektonischen Motiven gegliedert oder einer flächigen Dekoration versehen werden kann, der Fußboden, Tür und Fenster sowie die Decke.

Im Anhang des Handbuchs übersichtlich zusammengestellt sind ein Glossar, ein Literaturverzeichnis zu den verschiedenen Kapiteln, ein Schlagwortverzeichnis und ein Ortsregister.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Wissensstoff sinnvollerweise nach thematischen Gesichtspunkten systematisch angeordnet wurde. Der Einstieg ins Thema, auch beim punktuellen Nachschlagen von einzelnen Stichworten, wird erleichtert durch einheitlich strukturierte Einträge und eine klare graphische Darstellung. Sorgfältig ausgewählte, gute Schwarz-Weiss-Fotos, Grundriss- und Aufrisszeichnungen illustrieren die Stichworte. Das hier vorliegende Handbuch der Mittelalterlichen Architektur ist ein praktisches, gut geschriebenes Nachschlagewerk für Kunsthistoriker, Denkmalpfleger und Architekten. Da es leicht verständlich ist, kann es auch von Studierenden der genannten Fachbereiche und allgemein an der Kunstgeschichte interessierten Laien zu Rate gezogen werden. Die Erwartungen an dieses große Handbuch zur mittelalterlichen Baukunst werden vollständig erfüllt. Es schließt eine Lücke in der Literatur über die Architektur im Mittelalter. Dieses rundum gelungene Handbuch ist das erste einer Reihe. Im Frühjahr 2012 soll bereits der nachfolgende Band erscheinen, der die Architektur zwischen 1450 und 1850 behandelt: das Handbuch der neuzeitlichen Architektur von Michael Hesse. Man darf gespannt sein.

Andrea Zellweger, lic. phil. hist.
Henri-Dunant-Strasse 15, CH-3600 Thun
a.c.zellweger@bluewin.ch